

Unter der Leitung von Michael Haefliger haben sich die Internationalen Musikfestwochen Luzern nicht nur in Lucerne Festival umbenannt, sondern auch einen erheblichen Anteil von Musik des 20. und 21. Jahrhunderts in das Programm aufgenommen. Nicht weniger als achtzehn Uraufführungen zählte das diesjährige, vier Wochen dauernde Festival im September. Zwei in ihrer ästhetischen Ausrichtung sehr gegensätzliche Composers-in-Residence, Isabel Mundry und Heiner Goebbels, fanden mit zahlreichen Werken, in Workshops und öffentlichen Diskussionen ein aufmerksames Publikum. Einer neueren Tradition folgend stand es auch diesmal wieder unter einem Motto, es lautete kurz und bündig *Ich*. Damit war die Frage des Subjekts in der Kunst angesprochen – ein Thema, das spätestens seit dem 19. Jahrhundert in der Musik von weitreichender Bedeutung ist und in Luzern in denkbar großer Breite abgehandelt wurde – von Hector Berlioz bis zu Bernd Alois Zimmermann, dessen monumentales *Requiem für einen jungen Dichter* von den Hamburger Philharmonikern und Chören aus Brünn, Bratislava und Mainz unter Ingo Metzmakers Leitung eine packende Aufführung erlebte.

Das begleitende Symposium unter demselben Thema und mit hochkarätigen Referenten war eine gute Gelegenheit, sich mit dem viel strapazierten Begriff eingehend und kritisch zu befassen. Zwar scheint nichts so abgedroschen zu sein wie über das »Ich« zu reden. Die Medien, von den Trash-Sendungen des Fernsehens bis zur Boulevardpresse, sind voll von deklassierten Individuen, die in der Hoffnung auf ein bißchen Aufmerksamkeit ihr bedeutungsloses Ego exhibitionistisch ausbreiten. Und auch viele Künstler und Schriftsteller sind versucht, ihr kleinbürgerliches Ich zum Maß aller Dinge zu machen. Aber daß all diese Versuche einer Selbstvergewisserung und Identitätsfindung nur die letzten Ausläufer einer jahrhundertlangen kulturellen Entwicklung sind, gerät angesichts der geschichtsvergessenen Medienwirklichkeit leicht aus dem Blickfeld. Im Zentrum dieser Entwicklung, die mit Beginn der Neuzeit einsetzte, stand das selbstverantwortliche, seine Menschenwürde erkämpfende Individuum. »Ich denke, also bin ich«: Das war der Leitspruch des seine Autonomie einklagenden Subjekts, das sein Handeln allein auf eine einsichtige Vernunft gründete und sich zugleich von allen gesellschaftlichen, religiösen und moralischen Zwängen zu befreien versuchte. Aufklärung wurde das genannt. Nach zwei Weltkriegen und angesichts der fortschreitenden Verwüstung des Planeten darf man das Projekt Aufklärung, verstanden als Befreiung des Ichs von

Max Nyffeler

Problemfall Ich

Das Ich als Festivalthema und Diskussionsgegenstand beim Lucerne Festival

vorgegebenen Zwängen, als gründlich mißlungen bezeichnen. Das moderne Individuum hat seinen eigenen Forderungen nicht standgehalten und zelebriert sie, wo sie nicht in reine Destruktion umschlagen, nur noch als komisches Ritual. Was in den Medien und den Künsten heute noch als »Befreiung des Ichs« gefeiert wird, ist bestenfalls der triviale Epilog zu einem großen Menschheitstraum der Vergangenheit.

In Anbetracht der Problematik war das Symposium von fragloser Aktualität. Der diffuse Ichbegriff, der heute durch die Köpfe geistert, wurde in den Beiträgen radikal auseinander genommen. Wenn der Philosoph Wilhelm Schmid am selbstsicheren Reden vom »Ich« eine gewisse Unverschämtheit diagnostizierte, war das vielleicht etwas pointiert. Doch kaum widersprechen kann man seiner Feststellung, daß, was sich als »Ich« versteht, im Grunde genommen gar nicht existiert. Es ist bloß ein Schnittpunkt verschiedener Linien und kann sich als Ich nur in Bezug auf einen andern Schnittpunkt definieren.

Darin waren sich die Teilnehmer einig: Das Ich kann sich ohne Du nicht konstituieren. Es ist eine soziale Kategorie. Klar kam das auch in den Ausführungen der Londoner Autismus-Forscherin Beate Hermelin zum Ausdruck, obwohl sie in ihren jahrelangen Untersuchungen darauf stieß, daß es unter Autisten rätselhafte Fälle von Sonderbegabungen gibt, in denen so etwas wie ein – von der Umwelt völlig isoliertes – Ich existiert.

Auch der klangvolle Lehrsatz des jungen Adorno: »Die Welt im Ich gestalten ist der Sinn des Lebens«, erscheint in diesem Licht nur als schlappe Teilwahrheit, da er den intersubjektiven Aspekt ausklammert. Darauf wies Ralf Dahrendorf hin, der als Gelehrter klassischen Zuschnitts nicht nur der Wechselwirkung zwischen Ich und Du, sondern auch zwischen Ich und Welt überhaupt entscheidendes Gewicht beimißt. Anknüpfend an den Gedanken Goethes, vorwärts schreitende Epochen seien objektiv, retrospektive subjektiv orientiert, bezeichnete er das heutige übersteigerte Reden vom Ich als Dekadenzphänomen, das vom verändernden Handeln abhalte. Die Menschen, so Dahrendorf, kommen mit der unge-

Das Festival-Thema *ICH* mit seinen Konzertzyklen *Wanderer*, *Spiegel*, *Grenzen* und *Portrait* zog sich wie ein roter Faden durch das Festival. Zu den Höhepunkten zählten die Aufführung der 2. Sinfonie von Gustav Mahler mit dem Lucerne Festival Orchestra und Claudio Abbado, die Schweizer Erstaufführungen des *Requiem für einen jungen Dichter* von Bernd Alois Zimmermann mit »artiste étoile« Ingo Metzmacher und des dramatischen Gedichts *Manfred* von Robert Schumann mit Heinz Holliger als Dirigent und Klaus Maria Brandauer als Titelheld sowie die Aufführung von Franz Schuberts *Winterreise* mit Simon Keenlyside in der Choreographie von Trisha Brown sowie die beiden konzertanten Aufführungen von Wolfgang Amadé Mozarts *Idomeneo* mit den Berliner Philharmonikern unter der Leitung von Sir Simon Rattle. (Resümee der Veranstalter)

heuren Vervielfältigung der Möglichkeiten, in denen sich ein potenziertes Freiheitsbegriff manifestiert, nicht mehr zurecht. Gesellschaftliche und moralische Bindungen sind verloren gegangen und der Prozeß der Globalisierung trägt vollends dazu bei, gewachsene Strukturen zu zerstören. Dieser Zustand der Strukturlosigkeit, dem das heutige Ich schutzlos preisgegeben ist, ermuntert zu Versuchen, Bindungen künstlich wieder herzustellen. Mit finstern Absichten, wie Dahrendorf argwöhnt: Sie kommen im Priester- oder Militärgewand daher – und wie man ergänzen darf: vielleicht auch mit dem lautstarken Versprechen von Freiheit und Democracy – und zielen auf eine neue Diktatur. Dahrendorfs größte Sorge gilt denn auch der Frage: Wie können wir ohne Einbuße an Freiheit unsere Bürgergesellschaft so stärken, daß neue Bindungen entstehen?

Freiheit wurde bisher vorwiegend negativ als »Freiheit von« verstanden: als Freiheit von Staat, Moral, Religion, Natur, Tradition, Armut etc; ein emanzipatorischer Freiheitsbegriff, der mit Fortschritt konnotiert wird. »Das haben wir jetzt langsam durchbuchstabiert«, sagte Wilhelm Schmid, »wir müssen einen positiven Freiheitsbegriff finden«. Wie Dahrendorf sieht er eher skeptisch in die nächste Zukunft; er vermutet, daß das Ich noch lange auf unzumutbare Weise überfrachtet wird, bis endlich die Einsicht wächst, daß nur solidarische Strukturen zum Überleben taugen. Für ihn ist es deshalb die vordringlichste Aufgabe der kommenden Jahre, die Einsicht in die Notwendigkeit eines neuen, positiven Freiheitsbegriffs zu befördern – der »Freiheit zu«. Ein schmerzhafter Prozeß, denn er kann nur auf Kosten der emanzipatorischen Freiheitsbegriffs, der »Freiheit von«, gehen.

Einen Kontrapunkt zu solchen Überlegungen bildete der Vortrag in Form einer Video-Performance einer österreichischen Künstlerin. Zu einigen gesellschaftskritischen Statements führte sie Videos vor, die sie beim

24 Entfernen der Schamhaare und beim Kotzen

ins Klo zeigen, und ihre Ich-Reflexion manifestiert sich in einem unstillbaren Bedürfnis, vor der Kamera ihre Beine zu spreizen. Als Vorbild ihrer vermutlich als Provokation gedachten, vom Publikum mit eisernem Schweigen quittierten Selbstdarstellung schimmern die Blutpißkack-Nummern der österreichischen Aktionskünstler der sechziger Jahre durch, deren Losung es war, den Faschisten aus dem Kleinbürger herauszukitzeln. Ein bißchen Jelinekscher Menschenhaß und Selbstverachtung sind auch dabei.

Daß das arme Hascherl nur so die Aufmerksamkeit zu finden glaubt, die es zu seinem Ich-Sein braucht, weckt über die Peinlichkeit hinaus Mitleid. Daß hingegen im Ausstellungsbetrieb dieses nostalgische Beispiel von expressionistischer Selbststilisierung eines Kleinbürger-Ichs als vermeintlicher Tabubruch herungereicht wird, ist ein Fall für die öffentliche Diskussion. Denn er spricht nicht gerade für die Sensibilität der Macher gegenüber den Zukunftsfragen, mit denen sich heute die etwas intelligenteren Köpfe beschäftigen. Im Verlauf dieses Symposiums wurde es überdeutlich: Die sich als Avantgarde verstehende Fraktion des Kunstbetriebs, die sich solchen Rezepten verschrieben hat, hinkt dem, was in andern Sparten auf der Tagesordnung steht, wieder einmal schwer hinterher. ■